



Heyka Gleißmann

Gefühlsfotografin & Schreiberin mit Herz

Den Himmel im Blick

Kurzgeschichte von Heyka Gleißmann

Von Herzen Verlag

Alle Rechte bei der Autorin

Juli 2017

Seitdem alle weg sind, lasse ich das Licht aus und schleiche durch die dunkle Wohnung. Ich koche mir Tee, setze mich ans Fenster und gucke raus. Das mache ich stundenlang. Tag für Tag und Woche für Woche. In der ersten Zeit hatte ich manchmal noch Nachrichten auf meinem Anrufbeantworter. Irgendwann hat er nicht mehr geblinkt, vielleicht ist er auch voll? Ich weiß es nicht und es ist mir egal. Wenn die Teepackung alle ist, husche ich in den Supermarkt um die Ecke und kaufe Nachschub. Dazu noch Zwieback und Tütensuppen und dann schnell wieder zurück. Ich will mit niemandem reden und auch nicht, dass mich irgendwer anspricht. Den Teebecher wasche ich nicht ab, die Zwiebackkrümel auf der Arbeitsfläche wische ich auf den Boden, wenn es zu viele werden. Im Suppentopf haben sich im Laufe der Zeit die unterschiedlichsten Geschmacksrichtungen vermischt. Wenn es gar nicht mehr geht, nehme ich einen neuen Topf.

Das habe sich so lange gemacht, bis der Schrank leer und der Topfstapel in der Spüle kurz vorm Einsturz war. Danach gab es zwei Tage nur Zwieback und beim nächsten verhuschten Einkauf habe ich mir Fertiggerichte in Aluschalen für die Mikrowelle mitgebracht. Dafür brauche ich weder Töpfe noch Teller. Ich brauche nichts, bis auf eine Gabel. Wie praktisch! Das ist genau richtig in dieser Zeit.

Wenn ich am Fenster sitze und auf der Straße nichts los ist, beobachte ich das Haus gegenüber. Manchmal starre ich es nur an und manchmal frage ich mich, was wohl hinter den Fenstern passiert.

Neben den vielen anderen gibt es einen Moment am Tag, den ich besonders hasse. Ich hasse ihn und ich liebe ihn. Glücklicherweise passiert er nicht jeden Tag. Er bringt Unruhe in mein schön

geordnetes Leben im Dunklen. Einmal bin ich danach in die Küche geschlichen, habe die Töpfe in der Spüle angesehen und war kurz davor, sie abzuwaschen. Ein anderes Mal habe ich nach diesem Moment ganz kurz das Licht im Flur angemacht. Es aber es gleich wieder gelöscht, als ich all die vielen Türen gesehen habe, die nicht mehr geöffnet, geschlossen oder zugeknallt werden. Hinter denen nicht mehr geschlafen, gelacht, getuschelt und geträumt wird. Als der Flur wieder dunkel war, ging es mir besser. Blöder Moment am Tag. Aber verstreichen lassen kann ich ihn auch nicht. Es ist eine Hassliebe, irgendwie.

Heute ist es anders. Ich stehe da und warte auf ihn. Ich lauere richtig, mein ganzer Körper ist angespannt. Ich weiß, dass er kommt. Es sind nur noch ein paar Minuten. Innerlich bitte und flehe ich noch nach grauen Wolken und Regen, aber ich werde nicht erhört. Der Himmel bleibt blau und die Sonne scheint durch die Wolken. Ich habe mich an die Wand neben dem Fenster gestellt und schiele um die Ecke. Mein Herz rast und ich bekomme kaum Luft. Ein letztes innerliches Flehen um dunkle Wolken verhallt irgendwo ohne Resonanz. Und dann ist es soweit. Die Sonne schiebt sich langsam um die Hausecke. Ich bekomme Schweißflecken auf der Stirn und sacke auf meinen Stuhl am Fenster. Da ist es also wieder: das Licht! Die Wolken und die Sonnenstrahlen, die sich in einem Fenster im Haus gegenüber spiegeln. Ein Stück Himmel im Fenster.

Du liebst ihn, hast Du immer gesagt, den Himmel und die Freiheit. Ich habe ihn auch geliebt, aber nun hasse ich ihn und ich liebe ihn und eigentlich weiß ich gar nichts. Ich weiß nicht mal mehr, wie lange ich schon nichts mehr weiß.

Ohne dass ich mich dagegen wehren kann, macht er mein Zimmer heller: Der Himmel im Fenster gegenüber. Er leuchtet jeden Tag ein bisschen mehr in meine dunklen Ecken. Ich will das nicht, aber das interessiert den Himmel dort drüben nicht.

Bei den Fenstern daneben, sind die Jalousien immer halb herunter gezogen. Warum sind sie ausgerechnet in diesem einen hoch? So sitze ich da, starre auf die Fenster und versuche verzweifelt, meine Dunkelheit zu verteidigen. Nebenbei wird es immer schwieriger, den Geruch meiner Socken zu ignorieren, die ich schon viel zu lange trage. Meine Schlabbersachen sind inzwischen so weit, dass ich aufpassen muss, dass mir meine Leggings nicht einfach herunterrutschen. Was oberpeinlich wäre, zumal ich festgestellt habe, dass man Unterhosen gar nicht täglich wechseln muss.

An den Tagen, an denen ich gut drauf war, habe ich einfach eine zweite Leggings drüber gezogen und bin so in den Supermarkt. Wenn ich schlecht drauf war, habe ich das Haus eh nicht verlassen. Da war das mit den Socken, Unterhosen und Leggings total egal und alles andere auch.

„Weißt Du, was ich so an Dir liebe, neben unendlich vielen anderen Dingen? Du bist einfach immer wunderschön.“ Dann hast Du mich geküsst und unsere Kinder haben angewidert den Kopf zur Seite gedreht. Sie haben aufgestöhnt und irgendwas gemurmelt worin ‚voll peinlich‘ und ‚eklig‘ vorkam.

Letzte Woche war das Wetter viel zu gut. Drei Tage in Folge gab es den Himmelmoment. Am dritten Tag habe ich alle leeren Aluschalen in eine Mülltüte geräumt und sie ganz schnell, mit Luft anhalten, bis drei zu zählen und Augen zu, in eines der Zimmer gestellt. Dann bin ich schnell wieder an

meinen sicheren Platz am Fenster. Aber, als ob das für den Tag noch nicht gereicht hätte, stand hinter dem Fenster in der zweiten Etage plötzlich eine Frau. Eine alte Frau, und sie hat aus dem Fenster geguckt. Die hat da noch nie gestanden. Die Gardine war immer fein säuberlich zugezogen. Ich habe sie angestarrt, wie sie da in ihrem Fenster stand. Dann hat sie ihren Kopf gedreht und mich angesehen. Sie hat mich angesehen, mich gesehen. Panik hat sich in mir ausgebreitet. So große Panik, dass ich nichts weiter tun konnte, als sitzen zu bleiben und weiter zu starren. Ich hatte das Gefühl, sie hätte mich voll ertappt. Ich hatte sie noch nie gesehen und dann das. Eine Frechheit, fand ich. Sie hätte mich zumindest vorher fragen können. Ich stampfte ein bisschen mit dem Fuß auf. Genau, sie hätte mich zumindest vorher fragen können, bevor sie die Gardinen zur Seite zieht und mich einfach anguckt. Die Kante der Fensterbank hat sich in meine Unterarme gedrückt. Ich habe den Schmerz bemerkt und doch nicht gespürt. Irgendwann ist sie wieder ins Zimmer gegangen und hat die Gardinen geschlossen. Ich habe mich danach gleich unter meiner Bettdecke versteckt. Ich wollte nicht gesehen werden, auf gar keinen Fall und unter keinen Umständen.

„Weißt Du was? Ich finde, wir wissen viel zu wenig von unseren Nachbarn. Wenn wir von der Reise zurück sind, werde ich ein Straßenfest organisieren. Mit gutem Essen, Musik und Tanz.“ „Hmm, ja, gute Idee“, habe ich im Einschlafen gemurmelt. Das war der Abend vor dem Tag, an dem ich mir beim Sport das Knie verdreht habe, unser vorletzter Abend.

Seitdem sie im Fenster stand, warte ich irgendwie auf sie. Ich möchte sie nochmal sehen und stelle mir vor, wie ihre Wohnung aussieht. Es ist die, in der ich auch wohne. Hier sind alle Häuser gleich. Ob sie auch alleine wohnt und das gleiche Problem mit all den Türen hat wie ich?

Ich stehe in meinem Wohnzimmer. Das Tageslicht scheint durch die Fenster und ich merke plötzlich, dass es gar nicht so dunkel ist, wie ich dachte. Es ist höchstens ein bisschen schummrig. Allerhöchstens, mehr aber auch nicht. Ich weiß gar nicht, wo ich mit mir hin soll. Diese Erkenntnis bringt mich total durcheinander. Ich gehe am großen Spiegel vorbei, gucke kurz rein und zucke zusammen. Das kann unmöglich ich sein. Zottelig, ausgeleiert und ungepflegt. Ich bin kurz davor, meinen Arm zu heben und unter meinen Achseln zu riechen. Glücklicherweise fällt mir noch rechtzeitig ein, wie lange die letzte Dusche her ist und ich lasse den Arm unten. Ziellos wandere ich durch die Wohnung. Was muss sie aber auch so groß sein. Ich will irgendein kleines Loch und irgendwie dachte ich die letzten Wochen, ich hätte es und nun ist das gar nicht so. Ich gehe auf und ab und führe tagaus tagein Selbstgespräche. Wer auch sonst könnte all das Gejammer ertragen.

Ich schniefe einmal kräftig, wische mir die Nase am Ärmel ab und dann gehe ich ohne weiter darüber nachzudenken ins Badezimmer. Ich schmeiße meine Klamotten weg, sie landen ohne Umweg gleich im Mülleimer. Dann nehme ich alles was schäumt und gut riecht aus meinem Regal und stelle mich damit unter die Dusche. Erst als meine Haut schrumpelig ist und ich vor lauter Wasserdampf nichts mehr sehen kann, mache ich das Wasser aus und wickle mich in ein dickes flauschiges Handtuch. Dann öffne ich das Fenster. Frische Luft strömt herein, vermischt sich mit dem Wasserdampf, alles wird klarer. Auf dem Flur sehe ich die verschlossenen Türen und beschließe, sie für heute noch geschlossen zu lassen. Nur die eine, die mit dem Müllbeutel dahinter, öffne ich kurz, hole ihn heraus und stelle ihn vor die Tür. Mit jedem Schritt hinterlasse ich kleine

Duschwasserpfüßen auf den alten Holzdielen. In die größte tippe ich mit dem großen Zeh und irgendwie freue mich über die kleinen Wasserspritzer, die sich auf dem Boden ausbreiten.

Aus der Gewohnheit der letzten Wochen greife ich zum Wasserkocher und hänge einen frischen Teebeutel in den inzwischen von dunklen Teerändern unansehnlichen Becher, der mal mein Lieblingsbecher war. Wir haben ihn vor vielen Jahren auf einem herrlich bunten Kunsthandwerkermarkt irgendwo in der Toskana gekauft.

„Das ist doch Quatsch! Ich fliege nicht ohne Dich!“ Du warst Dir so sicher, die Kinder so enttäuscht, der Befund meines Arztes so eindeutig und ich wollte euch den Urlaub nicht versauen. Also habe ich euch losgeschickt, noch einmal nach Italien. „Es ist genauso Quatsch nicht zu fliegen, das Ferienhaus unseren Freunden zu überlassen, die Kids gelangweilt zu Hause zu haben und am Ende trotzdem alles bezahlen zu müssen, weil es so kurzfristig ist. Ihr fliegt! Bringt mir einfach einen neuen, schönen Becher mit.“ Die Kinder haben gejubelt, Du hast mir die Zunge herausgestreckt und nachdem meine Schmerzmittel gewirkt hatten, haben wir uns in der Nacht noch einmal geliebt. Am nächsten Tag seid ihr geflogen. Du hattest knapp genug Flugstunden zusammen, um Deine Lizenz zu behalten. Der Vermieter der Maschine meinte noch, dass ein paar mehr auch nicht geschadet hätten. Dann hat er Dir den Schlüssel gegeben und ihr seid los. Ich habe mir ein Taxi genommen, bin nach Hause gehumpelt und habe mein Knie gekühlt.

Wegschmeißen kann ich den Becher nicht. Ich stelle ihn irgendwo zwischen die Töpfe in die Spüle, deren Anblick mich jeden Tag mehr anekelt. Dann nehme ich den alten Espresso-Kocher aus dem Schrank. Die Herdplatten schiebe ich mir frei. Für mehr Ordnung reicht es nicht. Nach einem Moment fängt es an zu gluckern und zu zischen und der Duft von frischem Espresso breitet sich aus. Ich nehme den sauberen Becher mit warmer Milch aus der Mikrowelle und fange an, sie aufzuschäumen. Irgendetwas ist irgendwie wieder lebendig, glaube ich, vielleicht, zumindest ein bisschen. Fast tollkühn kommt mir der Gedanke vor. Aber, immerhin, er ist da.

Ein paar Minuten später sitze ich wieder an meinem Platz am Fenster. Den Himmel sehe ich gerade noch, bevor die Sonne weitergewandert ist. Ansonsten sieht das Haus aus wie immer. In einer der Wohnungen im Parterre hängen schon seit Jahren die Jalousien schief. Warum das wohl so ist, fange ich an zu sinnieren. Wenn es ein Kinderzimmer wäre, wäre es ja irgendwie klar, aber das scheint es nicht zu sein, zumindest sieht es nicht so aus. Ich nehme schnell einen heißen Schluck von meinem frischen Milchkaffee, bevor der Gedanke an Kinderzimmer mir die Luft zum Atmen nimmt und den Brustkorb zuschnürt. Aber nun ist das Wort da. Kinderzimmer und gleich nochmal Kinderzimmer dröhnt es durch meinen Kopf. Erstarrt bleibe ich sitzen.

Es sind die Türen, diese vielen Türen. In mir ist wieder ein großes Durcheinander, alles passiert gleichzeitig. Ich sehe klappende Türen, höre Lachen, Schimpfen und Streiten. Ich sehe verschütteten Kakao auf einer weißen Tischdecke und gemalte Muttertagsherzen. Ich sehe die Hebamme, wie sie mir lächelnd ein Baby in den Arm legt und es keine Worte gibt, um das Gefühl in Worte zu fassen. Dreimal durften wir das erleben. Ich sehe Schultüten und Aknecreme, höre „Alle Eltern sind besser als ihr“-Gebrüll und sehe uns gelassen am großen Esstisch sitzen, während überlaute Musik durch die Wohnung hämmert. Alles vermischt sich in mir zu einem Schmerz, einem Schrei, einem Laut während ich still am Fenster sitze und auf das Haus gegenüber starre. Irgendwann ist der Kaffee

kalt. Ich habe kaum Kraft aufzustehen. Meine Augen sind tränenblind. Ich habe nicht mal gemerkt, dass ich geweint habe. Erschöpft lasse ich mich auf das Sofa sinken und wickle mich in die dicke Wolldecke. Und dann fange ich wieder an zu weinen. Endlich spüre ich, wie mir Tränen über das Gesicht laufen. Ich schluchze und schniefe vor mich hin, kralle mich immer fester in die Decke und lasse mich von meinen so lange aufgestauten Gefühlen durchschütteln. Damals bin ich einfach schweigend an der Wand runtergerutscht und hab da gesessen, bis irgendwer gekommen ist, um mir hoch zu helfen. Ich weiß nicht mal mehr, wer das war.

„Sind Sie Frau Punta?“ Ich war nach einem langen hartnäckigen Klingeln zur Tür gehumpelt und habe, nachdem ich sie geöffnet hatte, in zwei freundliche, besorgte Gesichter gesehen. Ein Mann und eine Frau standen davor, daran kann ich mich noch erinnern. Dann an die Worte Flugzeugabsturz, alle tot und Telefon. Als nächstes an meine Mutter, an eine Freundin, daran, wie sie alle auf dem Sofa saßen und mich angesehen haben und dann eigentlich an nichts mehr.

Alles war eingepackt in einen dicken, grauen, gnädigen Schleier. Bis dieser verdammte Himmel da drüben angefangen hat, Licht zu machen. Jeden Tag ein bisschen mehr und jetzt bekomme ich es nicht wieder ausgeknipst.

Als ich vom Sofa aufstehe, weiß ich nicht mal mehr, ob es noch der gleiche Tag ist. Ich ziehe die Wolldecke hinter mir her und gehe zum Telefon. Mit zittrigen Fingern wähle ich die vertraute Nummer. Nach einem Moment höre ich ein zaghaftes „Hallo“.

„Hallo, ich bin es. Kannst Du mir bitte helfen?“

„Ja, natürlich. Ich bin gleich da.“ Dann legt sie wieder auf. Ich öffne die Haustür, lasse sie angelehnt und gehe wieder zum Sofa. Das Handtuch liegt zerknüllt am Boden. Aus dem Schrank hole ich mir noch schnell eine frische Leggings und ein Shirt und dann geht auch schon die Haustür auf. Ganz fest nimmt meine beste Freundin mich in den Arm und ich sauge ihre Berührung und ihre Wärme auf wie ein Schwamm. Wir reden, schweigen und weinen und am nächsten Tag fangen wir an aufzuräumen. Als die Küche blitzt und blinkt, gehen wir einkaufen und sie packt den Einkaufswagen voll mit den leckersten und schönsten Sachen. Ich sehe mich ein wenig um und sehe in freundliche Gesichter. Einige nicken mir zu. Die Marktleiterin streicht mir leicht über die Schulter.

„Kannst Du bitte auch was zum Kuchenbacken einkaufen?“

„Zum Backen?“

„Ja, bitte. Wir brauchen drei von Deinem ‘Spezialblechkuchen für besondere Anlässe’.“

„Drei?“

„Ja, drei!“

„Verrätst Du mir auch, was Du vorhast?“

„Ich möchte mich bedanken.“

„Okay.“ Wir schieben weiter mit dem Wagen durch die Gänge.

„Beim Haus gegenüber.“

Meine Freundin bleibt mit dem Einkaufswagen im Gang stehen und sieht mich fragend an. Ich nicke und schlucke einmal. „Als alles so ganz dunkel war, da hab ich in einem der Fenster den

Himmel gesehen und dafür möchte ich mich mit einem Stück Kuchen bei den Nachbarn bedanken.“
„Auf solche Ideen kommst auch nur Du.“ Meine Freundin strahlt glücklich und küsst mich auf die Wange. „Wir werden den tollsten Kuchen backen, den es je gegeben hat.“
„Und dann brauche ich auch noch die Telefonnummer von dem Therapeuten, den Du mir rausgesucht hast. Alleine schaffe ich das nicht.“
„Bei dem hättest Du morgen einen Termin. Wenn Du möchtest.“ Erstaunt sehe ich sie an, während wir zwischen verschiedenen Mehlsorten und gehackten Mandeln stehen. „Ich habe jede Woche für Dich einen Termin gemacht. Ich wollte nicht, dass Du warten musst, wenn es losgehen soll. Da ich Dich nicht fragen konnte, wusste ich nicht, was ich sonst hätte tun können.“
„Und all die Termine, die ausgefallen sind.“
„Wir haben in der Clique alle zusammengelegt.“

Mir steigen wieder die Tränen in die Augen. „Wir brauchen 5 Kuchenbleche. Ihr sollt auch alle kommen.“ Ich kann nicht backen und nehme alle möglichen Zutaten aus den Regalen um mich herum und lege sie in den Wagen. Ich weiß noch nicht genau wie, aber in diesem Moment weiß ich, ich werde es überleben.

„Weißt Du, was im Leben wirklich wichtig ist?“ Ich habe Dich damals verliebt angesehen, als wir in unserem ersten Urlaub am Strand lagen. „Nein, was denn?“ Tausend Sachen wären mir eingefallen, aber ich wollte hören, was Du sagst. Du hast in den Himmel gesehen und dann hast Du gesagt, dass es wichtig ist, dass man bei allem, was einem im Leben passiert, immer den Himmel im Blick behält.